

31. März 2030

■ OTTO FRIEDRICH

Lieber Mitbruder!

Es sind nun schon zehn Jahre ins Land gegangen, dass ich diese Diözese mitten in Österreich übernommen habe. Wenn man mir vor 20 Jahren, als ich aus deinem und meinem Heimatland mitten nach Europa geschickt worden war, gesagt hätte, dass ich der erste schwarze Bischof Österreichs sein würde, hätte ich wahrscheinlich schallend gelacht: So etwas war doch nur bei den belächelten Altkatholiken möglich – aber nicht in diesem katholischen Kernland, das außerdem noch als besonders xenophob verschrien war. Die Polizei hier sah alle Schwarzen als potenzielle Drogendealer an, was aber nur ein Abbild der öffentlichen Meinung war. Ich gewöhnte mir an, immer mit Kollar zu gehen: das milderte die Aggression mir gegenüber ein wenig – wenn auch nicht immer.

Schicksalsjahr 2010

Und doch war – im Nachhinein – jenes Jahr 2010 ein Schicksalsjahr, nicht nur für mich. Mein erster Eindruck, nachdem ich junger Priester aus dem Süden mich hier eingewöhnt hatte, war eine sehr feindliche Stimmung gegenüber der katholischen Kirche – die Missbrauchsaffären wurden gerade in diesen Tagen landauf landab diskutiert. Und die Bischöfe hatten kein Rezept gegen die schlechte Presse, auch wenn einige versuchten, ein wenig offener zu sein als in den Jahren davor. Es gab so gut wie keine Priesterberufungen, nur junge Männer aus dem Osten Europas, aus Indien oder eben wie ich aus Afrika schienen noch Interesse daran zu zeigen, und viele der wenigen Einheimischen im Seminar wären bei uns daheim aus verschiedenen Gründen kaum zum Priester geweiht worden.

„Vor 120 Jahren haben wir euch missioniert, nun müsst ihr uns missionieren!“ Schon bei unserer ersten Begegnung war dies die Einschätzung des Bischofs meiner neuen Diözese in Österreich. Und eben in meinem ersten Jahr musste ich miterleben, dass so viele Leute wie noch nie der katholischen Kirche den Rücken kehrten. Bei meinem Studium in Rom hatte ich ja längst mitbekommen, dass die Österreicher besonders renitente Schäfchen waren: Das Kirchenvolks-Begehren wurde uns als warnendes Beispiel des Glaubensabfalls vor Augen geführt. Doch im Österreich des Jahres 2010 hatte ich keineswegs den Eindruck, dass die Leute sich dafür engagierten. Ja, es gab auch in der Stadtrandpfarre, die meine erste Wirkungsstätte wurde, einige honorierge ältere Herren (interessanterweise kaum Frauen), welche sich für Kirchenreformen in der Kirche stark machten – Ende des Pflichtzölibats, Weihe von Frauen ... Doch den Großteil meiner Pfarrkinder focht das damals längst nicht mehr an. Heute, 20 Jahre später leben einige der „Reformer“ noch – sie sind längst hoch in den Achtzigern oder Neunzigern.

Bequemes Österreich

Wenn diese geglaubt hatten, der Massensexodus aus der Kirche mache Reformen zwangsläufig nötig, so hatten sie sich bitter getäuscht: Das Drama des Kirchenaustritts von 2010 wurde nie wieder erreicht – die Katholikenzahl pendelte sich schließlich knapp unter der 50-Prozentmarke ein. Aber die Österreicher sind ein beharrliches Völkchen und neigen zur Bequemlichkeit: Bitter zwar, dass niemand mehr Pfarrer werden wollte, aber das christliche Brauchtum, nicht zuletzt die „schöne Leich“, mit der die Österreicher den Tod „feiern“, waren wich-



Otto Friedrich studierte Chemie und ist Redakteur der Wochenzeitschrift „Die Furche“.

■ Solange man arme Geistliche aus dem Süden mit einer Stelle in einem reichen Land ködern konnte, gab es Nachwuchs.

tiger als alles andere. Irgendwann war mein Bischof draufgekommen, dass er den Leuten die Versorgung mit Religion, genauer: mit Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen sicherstellen musste – und schon waren ihnen die Reformflausen ausgetrieben.

Nur das Personal blieb ein Problem – aber solange man arme Geistliche aus dem Süden mit einer Stelle in einem reichen Land ködern konnte, gab es Nachwuchs von dort. Letztlich bin ja auch ich so in dieses Land gekommen. Und mit der Zeit waren die Österreicher gar nicht so zuwider: Zuerst hatten sie mehr oder weniger zu verstehen gegeben: Besser ein schwarzer Pfarrer als gar keiner. Später ging es weit über dieses bloße Geduldetsein hinaus, und dass ich nach gerade zehn Jahren im Land der erste schwarze Bischof wurde, erschien mir zunächst wie ein Wunder.

Heute ist mir klar, dass Rom auch auf jemand wie mich setzte, der „unverdächtig“ war. Seitdem im Vatikan der „Süden“ das Ruder übernommen hatte, wurden in den Problemzonen des Nordens „Missionsbischöfe“ wie ich ja fast im Dutzend ernannt. Dass nun ein Lateinamerikaner auf Petri Stuhl sitzen würde, darauf hätte niemand wetten mögen. Aber die Auguren waren seinerzeit ja auch felsenfest davon überzeugt gewesen, dass die Zeit nie und nimmer für einen deutschen Papst reif sein würde ...

Benedikt, der Zögerliche

Leider erwies sich der Deutsche, wiewohl ihn die Kardinäle wegen seiner restaurativen Visionen gewählt hatten, als Enttäuschung. Denn er versuchte zwar die Kehrtwendung etwa in der Liturgie zurück zu den „schönen alten Formen“ und begann zwar auf die Pius-Brüder und andere Verstoßene zuzugehen, aber er trat in zu viele Fettnäpfchen, und zauderte dann doch wieder, statt für klare Verhältnisse zu sorgen. Vor allem in den „Missbrauchsskandalen“ erwies er sich letztlich nicht als jener Fels in der Brandung, als den ihn so viele Priester gebraucht hätten. Damals lebte ja noch Kardinal Sodano, der ihn öffentlich unterstützt hatte, sich nicht um das „Geschwätz“ des Alltags zu kümmern. Doch der Papst schlug diesen

Rat aus und griff auf die Kontakte Sodanos nicht zurück.

Der frühere Kardinal-Staatssekretär hatte allerdings lange genug als päpstlicher Diplomat in Lateinamerika gedient und seine Netzwerke aufgebaut. Für die Nachfolge des immer zögerlicheren deutschen Papstes waren die Weichen gestellt – und niemand war überrascht, als mit Johannes XXIV. ein Lateinamerikaner die Kircheng Spitze erklomm. Altgediente Vatikanisten hatten zwar behauptet, der weithin als zu konservativ eingeschätzte Papstkandidat würde nie und nimmer das Rennen machen. Aber es geschah doch. Seine Namenswahl hatte denn auch nur Unbedarfte verwundert: Dass nun ein „rechtgläubiger“ Johannes auf dem Stuhl Petri die Fehler der letzten 70 Jahre, die von seinem päpstlichen Namensvetter eingeleitet worden waren, ausmerzen wollte, versteht sich von selbst.

Vom Süden her neu aufstellen

Als ich nach meiner Bischofsweihe nach Rom fuhr und dem Papst meine Verwunderung über meine Ernennung zum Ausdruck brachte, meinte er, man müsse Europas Kirche „vom Süden her“ neu aufstellen. „Denken Sie daran, dass der heilige Augustinus Bischof von Hippo war – und wo sind in Hippo die Christen heute?“ Johannes XXIV. gab mir zu verstehen, dass er auf die „Kraft des Südens“ setze. Meinen Einwurf, dass es sehr schwer sei, die kulturelle Kluft zwischen unserer Heimat und etwa der österreichischen Kirche zu überwinden, ließ er nicht gelten: „Vielleicht habt ihr eine andere Kultur, aber ihr habt den Glauben, und der ist stark.“

Mission in Europa

Johannes XXIV. erzählte, als er anno 2010 aus Lateinamerika an die Kurie in Rom gekommen sei, habe er aus eigener Anschauung gesehen, wie die Feinde der Kirche versucht hätten, „Gottes Statthalter auf Erden“ (er nannte die Priester tatsächlich so!) zu Verbrechern zu stempeln. Aber

⇒ Fortsetzung S. 13

Strahlende Gemeinschaften

■ VERONIKA PRÜLLER-JAGENTEUFEL

Die Bevölkerung in Österreich wird in 20 Jahren noch viel bunter sein als heute. Demographische Entwicklungen werden Hand in Hand mit verstärktem Zuzug dazu beitragen, dass auch die religiöse Landschaft vielfältiger wird. Die De-facto-Monopolstellung des Christentums sowie die Vormachtstellung der römisch-katholischen Konfession werden noch deutlicher als heute an ihr Ende gekommen sein. Innerhalb der römisch-katholischen Kirche wird die Erosion der konstantinisch-josephinischen Verhältnisse bzw. (hoffentlich) deren aktive Verabschiedung ein gutes Stück weiter sein.

Die Schere von reich und arm wird sich weiter öffnen und wachsende soziale Spannungen hervorrufen. Wirtschaftskrisen und Klimawandel werden immer mehr Teilen der Bevölkerung den Verzicht auf bisherige Annehmlichkeiten abverlangen.

Kreative, freie Köpfe: Menschen, die nicht um sich selbst Angst haben, sondern Sinn und Glück darin finden, sich anderen zuzuwenden, werden zugleich – so hoffe ich – mit Fantasie und Mut an menschengerechten Lösungen der gesellschaftlichen

Probleme arbeiten. In ausstrahlenden Gemeinschaften üben sie Haltungen wie Zuneigung, Demut, Hingabe und Vertrauen und sorgen sich um Bedürftigere. Viele von ihnen werden Christen und Christinnen sein und die Freude der Freundschaft mit Jesus Christus an andere weitergeben.

Friedrich Heer hat 1950 die Utopie eines totalitären Weltregimes entworfen, das sich eine museale „Kirche“ hält, die einen ungefährlichen Kult pflegt. Zugleich fürchtet sich das Regime vor ein paar wenigen, aber lebendigen ChristInnen. In Wien bilden diese die „Zelle der Wiener Christenheit“. Sie schöpfen aus dem tief erfahrenen Mysterium der Liebe Gottes und machen diese in der selbstlosen Sorge um Arme und Verzweifelte und um ihre Gegner großzügig spürbar.

Ich sehe keine kommende böse Welt-herrschaft, aber ich hoffe auf viele Menschen, die aus der Tiefe der Zusage Gottes in Jesus Christus durch den Heiligen Geist so froh und frei werden, dass sie sich dem gelingenden Leben anderer zur Verfügung stellen. Sie leben Kirche – heute wie in 20 Jahren. ■



Die Pastoraltheologin Veronika Prüller-Jagenteufel war Chefredakteurin der Zeitschrift „Diakonia“ und ist seit Dezember 2010 Leiterin des Pastoralamts der Erzdiözese Wien.

⇒ Fortsetzung von S. 12

wie man heute sehe, sei ihnen das in Rom nicht gelungen und auch nicht in Irland, den USA, Deutschland oder Österreich.

Gerade das Beispiel Nordamerikas zeige, wie ein strenger, kompromissloser, von manchen als „erkonservativ“ denunzierter Kurs die Kirche wieder zu einer identifizierbaren und durchaus schlagkräftigen gesellschaftlichen Größe mache. Er sei überzeugt, in Österreich könne das genauso gelingen.

Der Papst meinte auch, bei der Suche nach „Bodenpersonal“ solle ich nicht auf

die Berufungen in meiner Diözese warten, sondern ganz offensiv in meiner Heimat Werbung machen für die „Missionsarbeit in Europa“.

Lieber Mitbruder, nun klopfe ich auch bei dir an: Europa braucht Afrikas Priester. Du hast doch genug Männer, deren Mission „Europa“ lauten könnte!

Mit brüderlichen Grüßen

+ Martin Okengu M ...
Bischof von ... in Österreich ■